

(Nachdruck verboten.)

13)

Die Mutter.

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Adolf Geh.

„Ich war bange“, erwiderte Fedja, „der Offizier würde schlagen! Dieser dicke Schwarzbart mit haarigen Fingern und einem schwarzen Kneifer auf der Nase sieht aus, als hätte er keine Augen. Hat geschrien und mit den Füßen gestampft! „Ich lasse Dich im Gefängnis verfaulen“, sagte er . . . Mich hat aber nie jemand geschlagen, weder Vater noch Mutter, weil ich der einzige Sohn bin. Sie haben mich lieb gehabt. Überall werden die Menschen geprügelt, mich aber hat man nie geschlagen . . .“

Er schloß eine Weile die Augen, preßte die Lippen zusammen, ordnete mit einer geschickten Handbewegung sein Haar, blickte Pawel mit geröteten Augen an und sagte:

„Wenn man mich jemals schlägt — so fresse ich mich wie ein Messer in den Menschen ein . . . zerbeiße ihn mit den Zähnen . . . Dann soll man mich schon lieber ganz tot schlagen! . . .“

„Verteidigen darfst Du Dich, das ist Dein gutes Recht,“ sagte Pawel.

„Du zarter, schwächlicher Junge!“ rief die Mutter. „Wie willst Du gegen andere angehen?“

„Das werde ich!“ antwortete Fedja leise.

Als er fortging, sagte die Mutter zu Pawel:

„Er geht zuerst zugrundel . . .“

Pawel schwieg.

Ein paar Minuten darauf wurde die Küchentür langsam geöffnet und Nybin trat ein.

„Guten Tag!“ grüßte er lächelnd. „Da bin ich wieder. Gestern hat man mich mitgenommen, und heute komme ich von selbst!“ Er schüttelte Pawel kräftig die Hand, faßte die Mutter an der Schulter und fragte:

„Gibst Du uns Tee?“

Pawel betrachtete schweigend sein braunes, breites Gesicht mit dem dichten, schwarzen Bart und seinen dunklen, klugen Augen. In ihnen glänzte etwas Bedeutendes, und seine ganze stämmige Gestalt nahm durch ihre sichere Festigkeit für sich ein.

Die Mutter ging in die Küche, um den Samowar zurechtzumachen. Nybin setzte sich, strich seinen Bart, legte die Ellbogen auf den Tisch und warf Pawel einen finsternen Blick zu.

„Aljo!“ sagte er, gleichsam ein unterbrochenes Gespräch fortsetzend. „Ich muß offen mit Dir reden. Ich habe Dich lange beobachtet, bevor ich gekommen bin. Wir wohnen fast nebeneinander, ich sehe, daß viele Leute zu Dir kommen; getrunken und gebummelt wird aber nicht. Das ist der erste Punkt. Wenn die Leute aber nicht bummeln, fallen sie sofort auf — was ist da los? Ja. Deswegen steche auch ich allen in die Augen, weil ich still für mich lebe . . .“

Seine Worte flossen gewichtig, aber ungezwungen dahin, und es klang ein Ton aus seiner Rede, der Zutrauen zu diesem Mann einslöste. „Ja. Alle reden über Dich. Meine Wirtskleute nennen Dich einen Keher. Du gehst nicht zur Kirche. Ich gehe auch nicht hin. Dann kamen die Papiere, diese Flugblätter . . . Hast Du die zustande gebracht?“

„Ja!“ erwiderte Pawel, ohne den Blick von Nybins Gesicht abzuwenden. Der sah ihm ebenfalls fest in die Augen. „Was sagst Du!“ rief die Mutter unruhig aus der Küche hereinklickend. „Du doch nicht allein . . .“

Pawel lächelte. Nybin ebenfalls.

„So!“ sagte er.

Die Mutter zog laut die Luft durch die Nase ein und ging hinaus, etwas beleidigt darüber, daß sie ihre Worte nicht beachtet.

„Die Flugblätter sind fein gemacht . . . Sie beunruhigen die Leute . . . Waren es neunzehn?“

„Ja!“ erwiderte Pawel.

„Dann habe ich alle gelesen! Ja. Einiges darin ist unverständlich und überflüssig . . . Nun, wenn jemand viel redet, kommt es ihm auf ein Dutzend Worte nicht an . . .“

Nybin lächelte; er hatte weiße starke Zähne.

„Dann die Hausführung. Das hat mich am meisten für Euch eingenommen . . . Du, der Kleinrusse und Nikolai, alle habt Ihr Euch gezeigt . . .“

Er fand nicht das richtige Wort, schwieg, blickte zum Fenster hinaus und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. „Habt gezeigt, was Ihr wollt. Tu, was du als Herr nicht lassen kannst, wir Arbeiter tun schon das unserige . . . Der Kleinrusse ist auch ein braver Bursche. Manchmal höre ich, wie er in der Fabrik redet, und denke, den kriegt niemand klein, den bezwingt nur der Tod. Ein sehniger Bursche! Glaubst Du mir Pawel?“

„Ja!“ sagte Pawel kopfnickend.

„Na also. Sieh — ich bin vierzig Jahr, doppelt so alt wie Du, habe zwanzig mal mehr gesehen. Bin über drei Jahr Soldat gewesen, war zweimal verheiratet, eine Frau ist gestorben, die andere habe ich fortgejagt. War im Kaukasus, kenne die Dschoborzen . . . die bezwingen das Leben nicht, nein!“

Die Mutter hörte aufmerksam auf seine sichere Rede; es war ihr ein angenehmes Gefühl, daß da ein bejahrter Mensch zu ihrem Sohn kam und mit ihm wie in der Weichte sprach. Aber es kam ihr vor, als verhielt Pawel sich allzu zurückhaltend gegen den Gast, und um dieses Benehmen wett zu machen, fragte sie Nybin:

„Vielleicht wollt Ihr etwas essen, Michail Zwanowitsch?“

„Danke, Mutter! Ich habe zu Abend gegessen. Also Pawel, Du glaubst, das Leben verläuft ungesetzmäßig?“

Pawel stand auf und ging mit auf dem Rücken beschränkten Händen im Zimmer hin und her.

„Es verläuft richtig!“ sagte er. „Euch hat es zum Beispiel mit offenem Herzen zu mir geführt. Uns, die wir unser ganzes Leben lang arbeiten, führt es allmählich zusammen; und die Zeit kommt, wo es uns ganz vereinigt. Es ist ungerecht und schwer, aber es öffnet uns selbst die Augen über seinen bitteren Sinn, zeigt dem Menschen selbst, wie er den Verlauf beschleunigen kann. Wir alle denken gerade so, wie wir leben . . .“

„Das ist richtig. Aber wart' einmal,“ hielt Nybin ihn zurück, „man muß die Menschen erneuern, denke ich. Wenn jemand rüdig wird, führt man ihn ins Bad, wäscht ihn, zieht ihm saubere Kleidung an — dann wird er gesund! Nicht wahr? Und wenn das Herz rüdig wird, zieht man die Haut herunter, wenn auch Blut dabei fließt, wäscht das Herz, kleidet es neu — nicht wahr? Kann man denn einen Menschen anders reinigen?“

Pawel sprach eifrig und scharf über Gott, den Zaren, die Obrigkeit, die Fabrik, darüber, wie die Arbeiter im Ausland ihr Recht verteidigten. Nybin lächelte bisweilen, dann schlug er mit dem Finger auf den Tisch als setzte er einen Punkt dahinter. Mehrfach rief er aus:

„So ist es!“

Und einmal sagte er leise:

„Ach, Du bist noch jung . . . kennst die Menschen wenig!“

Dann blieb Pawel vor ihm stehen und meinte ernsthaft:

„Wir wollen nicht darüber reden, wer älter und wer jünger ist! Wir wollen untersuchen, wessen Gedanken die richtigeren sind.“

„Das heißt, Deiner Meinung nach hat man uns sogar mit Gott betrogen? Ich denke auch, unsere Religion ist falsch und schädlich . . .“

Hier mischte sich die Mutter ein. Wenn ihr Sohn über Gott und etwas sprach, was ihr teuer und heilig war, suchte sie stets seinen Blick. Sie wollte ihn schweigend bitten, er möchte nicht mit den scharfen und beißenden Worten ihr Herz zerfleischen. Aber hinter seinem Unglauben fühlte sie den Glauben, und das beruhigte sie.

„Wie kann ich seine Gedanken verstehen?“ dachte sie.

Es war ihr, als wenn Nybin, der erfahrene Mann, Pawels Worte ebenfalls unangenehm und als Kränkung empfinden müsse. Als aber Nybin ruhig seine Frage an Pawel richtete, hielt sie es nicht aus und sagte kurz und hartnäckig:

„Was Gott anlangt, sollt Ihr etwas vorsichtiger sein! Tut, was Ihr wollt . . . Eure Werke werden Euch angerechnet . . .“ Dann holte sie tief Atem und fuhr mit noch größerem Nachdruck fort:

„Womit soll ich alte Frau mich in meinem Kummer trösten, wenn Ihr mir den Herrgott nehmt . . .“

Sie wusch das Geschirr ab, wobei ihre Kinnern aitterten.

„Du hast uns nicht verstanden, Mutter!“ sagte Pawel leise und freundlich.

„Verzeiht, Mutter!“ fügte Nybin langsam und tief hinzu und blickte Pawel lächelnd an.

„Ich habe vergessen, daß Du zu alt bist, um Dir Warzen schneiden zu lassen.“

„Ich habe nicht,“ fuhr Pawel fort, „von dem guten und gnädigen Gott gesprochen, an den Du glaubst, sondern von demjenigen, den die Popen benutzen, um uns damit wie mit einem Stock zu drohen . . . von dem Gott, in dessen Namen man alle Menschen zwingen will, sich dem bösen Willen einiger weniger zu unterwerfen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Luft- und Sonnenbäder.

Von C. Holstein.

Mit Abhärtungsversuchen haben wir in diesem Jahre nicht früh beginnen dürfen; denn eiskühl war der erste Frühling. Der Blüten Schnee ließ lange auf sich warten, um so reichlicher fielen aber die echten Schneeflocken vom wolkengrauen Himmel. Nach dem hartnäckigen unfreundlichen Winter war dies doppelt unangenehm; verstimmt wurde uns um Wochen die Gelegenheit, sich in der freien Natur zu erholen und zu stärken. Um so eifriger wird man jetzt suchen, das Veräumte bei hellem warmen Sonnenschein nachzuholen.

Spazierengehen, Ausflüge, Turnen und Spiele im Freien kommen jetzt an die Tagesordnung. Da wird die Brust von dem Rauch und Ruß der Stadt gelüftet. Früher begnügte man sich damit; heute werden aber an die Lüftung des Körpers weitergehende Ansprüche gestellt. Sind denn die Lungen die einzigen Organe, die mit der Luft in Berührung bleiben müssen? Atmen wir auch nicht durch die Haut? Gewiß, und diese Hautatmung ist außerordentlich wichtig. Millionen Schweißdrüsen sind in der Haut verteilt und jede von ihnen wird reichlich vom Blut durchspült. So wird durch diese Drüsen vieles aus dem Körper entfernt, was verbraucht ist und ihm nicht mehr nützt, wohl aber schadet. Man braucht nicht erst auf genaue chemische Untersuchungen des Schweißes zu achten, um sich von der Wichtigkeit der Hautatmung zu überzeugen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn Menschen mit Leer oder Firnis bestrichen werden, sich alsbald eine schwere Erkrankung und Tod einstellen. Dasselbe ist bei Tieren der Fall. Unterdrückt man völlig die Hautatmung, dann tritt Erstikung ein. Der Körper vergiftet sich selbst, durch Anhäufung verbrauchter Stoffe, die Lebensflamme erlischt, wie das Feuer in einem Ofen, der mit Asche und Schlacken überfüllt ist.

Die Kulturmenschen, die das alles wohl ergründet haben, pflegen trotzdem für die Hautatmung wenig zu tun; im Gegenteil, sie verhindern sie mehr oder weniger, indem sie sich in dicke Kleider einhüllen. Was sie dazu ursprünglich veranlaßt hat, war bittere Not. In dem rauhen Klima kalter Länder hätte sich der Mensch schwerlich behauptet, wenn er nicht dem Tiere seinen Pelz entlehnt oder geraubt hätte. Die neue Forschung lehrt, daß die weiße Rasse sich während der Eiszeit in Europa gebildet hat; ist dies der Fall, so verdanken wir der Kleidung unseren Ursprung, denn nur warm gekleidet, wie etwa die Eskimos, konnten die Menschen die Schreden der Eiszeit überleben. Aber wie alles in der Welt, so hat auch die Kleidung ihre zwei Seiten. Die gute, schützende haben wir kennen gelernt. Sie schützt uns aber nur zu oft viel zu sehr vor der Luft ab und das ist vom Uebel. Die Haut wird dadurch verweicht, in ihrer ausdünstenden Tätigkeit gehemmt. So kommt es zu einer ungewöhnlichen Blutverteilung im Körper, zu einer Anhäufung von Zerfallsstoffen, die aus ihm entfernt werden sollten und die Folge davon ist eine Neigung zu latarrhaischen und rheumatischen Erkrankungen.

Seit jeher haben darum einsichtige Menschen besonderen Wert auf die Hautpflege gelegt; vor allem suchte man sie durch Anwendungen von Wasser in verschiedener Form, wie Bäder, Abreibungen und dergl. zu beleben, zu erfrischen und zu stärken. Sehr selten dachte man aber früher daran, daß es für den Kulturmenschen sehr vorteilhaft sein müßte, die Haut wenigstens zeitweilig der Luft, dem Element, für das sie geschaffen ist, zurückzugeben. Die Zeit liegt noch nicht weit zurück, da man Leute, die zu Gesundheitszwecken nackt umhergingen, als Käuze oder wunderliche Heilige verspottete. Entschuldigen kann man das schon, weil viele dieser Luftfreunde Fanatiker waren und das gebührende Maß überschritten. Heute sind die natürlichen Heilmittel mehr zur Anerkennung gelangt und man gönnt auch der Haut den Genuß frischer Luft; Lichtbäder kommen mehr und mehr zu Ehren; in Sanatorien und Kurorten gibt es eingezäunte Plätze, auf denen man ungestört Luftbäder nehmen kann und selbst in Städten wird diese Einrichtung immer häufiger.

Es ist aber nicht so leicht zwei Herren zugleich zu dienen, dreiwandig Stunden ein Kulturmensch, und wenn es uns einfällt, eine Stunde Naturmensch zu sein. In der Kleidung hat sich unsere Haut derart verweicht, daß wir nicht ohne weiteres Haut und Hemde abwerfen und nackt umherlaufen dürfen. Die

reine Luft ist für die Haut ein Reizmittel geworden, an das man sich erst gewöhnen muß. Wer das nicht beachtet, der schädigt sich durch Luftbäder. Oft ist das schon beim Gesunden der Fall, mehr aber noch bei Kränklichen und Kranken. Darum ist auch bei Luftbädern Vorsicht am Platze.

Was nun den völlig gesunden Menschen anbelangt, so muß er sich nur allmählich daran gewöhnen, den Körper nackt der Luft auszusetzen. Unbedenklich kann er es bei schönem warmem Wetter tun. Bäder im Freien in Flüssen, Seen usw. sind stets mit einem Luftbad verbunden und wenn man vernünftige Badesregeln beobachtet, bringen sie dem Gesunden niemals Schaden. Die schöne Jahreszeit ist auch am besten dazu geeignet, mit dem Luftbade den Anfang zu machen. Das Bad dauere anfangs wenige Minuten, dann verlängere man es je nach der Bitterung, schließlich härtet man derart ab, daß man stundenlang ohne Kleider bleiben kann; manche bringen es soweit, daß sie selbst im Winter, allerdings für kurze Zeit, ein erfrischendes Luftbad nehmen können. Und wie man im kalten Wasserbade sich Bewegung macht, so sollte man auch bei kühlerem Wetter das Luftbad mit Bewegung, Leibesübungen verbinden. Freilich ist der Einfluß der Luft nicht so energisch, wie der des Wassers, denn die Wärmeleitung der Luft ist 25 mal geringer als die des Wassers.

Was nun die Wirkung des Luftbades anbelangt, so ist zunächst zu beachten, daß der Körper in ihm mehr Wärme nach außen abgibt als dies im bekleidetem Zustande der Fall ist. Der erste Kältereiz bewirkt ferner, daß sich die Blutgefäße in der Haut zusammenziehen und das Blut nach innen getrieben wird. Bald darauf kommt aber die Reaktion; die Blutgefäße der Haut erweitern sich, die Haut wird reichlicher mit Blut durchspült und zur lebhafteren Tätigkeit angeregt. In den inneren Organen des Körpers werden aber Blutstodungen bis zu einem gewissen Grade beseitigt. Durch die Entziehung der Wärme wird zugleich der Körper zur Bildung neuer Wärme angeregt; der Stoffwechsel wird gesteigert und die Nahrungstoffe werden gründlicher verbrannt. Da aber dabei die Haut als Ausscheidungsorgan der verbrauchten Stoffe lebhafter tätig ist, so werden zugleich die Nieren, die Lungen und der Darm von übermäßiger Arbeit entlastet.

Beim Luftbade, das wir im Freien nehmen, wirkt aber die Luft nicht allein, es kommt noch dazu der Einfluß des vollen Tageslichtes, dem wir den Körper aussetzen. Er ist sehr wichtig. Wir wissen ja, daß nach dem Norden gelegene Wohnungen ungesund sind, daß, wie ein Sprichwort sagt, wo die Sonne nicht hinschneit, der Arzt und der Apotheker hinkommen. Das Licht, das im Luftbade unsere Haut umflutet, wirkt gleichfalls anregend und belebend. Es bewirkt namentlich eine Zunahme der roten Blutkörperchen, also eine Verbesserung des Blutes.

Gesteigert wird noch der Einfluß des Luftbades, wenn wir den Körper direkt den Sonnenstrahlen aussetzen. Bei höher stehender Sonne ist allerdings auch für den Gesunden Vorsicht am Platze, er muß vor den sengenden Sonnenstrahlen den Kopf und den Nacken schützen, da er sich sonst der Gefahr eines Sonnenstiches aussetzen würde. In den Tropen sind für den Europäer Sonnenbäder geradezu lebensgefährlich; bei uns hat die Sonne nicht eine so vernichtende Kraft, immerhin ist im Hochsommer und sonst an heißen Tagen ihre Wirkung energisch genug, um schlimme Folgen zu zeitigen. Da durch die Sonnenbestrahlung die Tätigkeit der Schweißdrüsen angeregt wird, so wirken die Sonnenbäder ähnlich wie Schwitzbäder.

Leider gibt es noch viele Orte, an denen die Gelegenheit, ein Luftbad im Freien zu nehmen, nicht geboten wird. In den Städten ist auch die Entfernung zu solchen Anstalten so groß, daß nicht jeder Zeit hat, sie aufzusuchen. Als Nothelfer empfehlen sich in solchen Fällen Luftbäder im Hause. Wer einen Garten hat, kann ja, indem er möglichst leichte Kleidung anzieht, in diesem eine Art Luftbad nehmen. Sonst muß man sich mit dem Zimmer begnügen. Am zweckmäßigsten verbindet man das Luftbad früh morgens mit dem Anziehen und abends mit dem Zubettgehen. Man kleide sich beim Waschen vollständig aus, gehe so etwas im Zimmer auf und ab. Damit wird der Anfang gemacht und der Haut wenigstens für einige Minuten Erfrischung geboten. Allmählich verbinde man die Morgentoilette mit einigen gymnastischen Übungen, dadurch wird das Luftbad verlängert, und nach und nach kann man sich gewöhnen, es auch während der kühleren Tage bei offenem Fenster zu nehmen.

Was die Kinder anbelangt, so kann man ihnen die Wohlthat des häuslichen Luftbades während des Sommers an warmen Tagen sehr wohl gönnen, indem man sie im Hemdchen herumlaufen läßt. Bei verwöhnten Stadtkindern macht man an recht warmen Tagen mit einem Viertelstündchen den Anfang, später kann man diese Luftbäder bis zu einer Stunde ausdehnen. Auf dem Dorfe sind übrigens während des Sommers diese Kinderluftbäder sehr üblich; man läßt die Kleinen ohne weiteres im Hemdchen und barfuß im Freien umherlaufen.

Das Luftbad sollte aber auch mit einer Reform unserer Kleidung verknüpft werden. Wer es nimmt, sollte auch die luftdichte Wäsche ablegen und sich an das Tragen poröser Hemden und Unterjaden gewöhnen. Diese Wäscheartikel werden jetzt aus verschiedenen Stoffen hergestellt und zwar in verschiedenen, auch billigen Preislagen, so daß jedermann sie sich anschaffen kann. Auf Baumwolle oder Leinwand braucht man dabei nicht zu schwören, beides kann gesundheitlich gut sein. Auf diese Weise härtet man sich dauernd ab und wird auch im Winter mit porösen

Unterjaden sich begnügen können. So sind Luft- und Sonnenbäder für den Gesunden ein Mittel zur Abhärtung, Frischerhaltung und Stärkung des Körpers. Für Kranke können sie sich aber auch als treffliche Heilmittel bewähren. In den meisten Sanatorien, die ihre Kranken nach der diätetisch-physikalischen oder ärztlich geläuterten Naturheilmethode behandeln, sind Einrichtungen für diese Bäder vorhanden. Man hat da Gelegenheit im Schatten sich zu ergehen, in der Sonne zu liegen, Turngeräte, Hängematten und dergl. Die Kranken stehen hier unter ärztlicher Aufsicht und das ist notwendig, denn auch die natürlichen Heilmethoden wirken auf den Körper stark ein, ähnlich wie die vielversprochenen „Gifte“ aus den Apotheken, und wie diese können sie richtig gebraucht nützen, falsch angewandt aber schaden.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß Sonnenbäder oft sehr gut bei Bleichsüchtigen und Blutarmlen, bei Fettleibigen, bei Rheumatischen und Nierenleidenden gewirkt haben. Nervenschwache und Hypochonder, Herzleidende und erregte Personen sollten dagegen die Sonnenbäder meiden und sich mit einfachen Luft- und Lichtbädern begnügen. Bei schlecht ernährten und zu Lungenblutungen neigenden Personen sind sogar die einfachen Luftbäder nicht am Platze. Bei diesem scheinbar so einfachen Heilverfahren ist also eine Menge von Umständen zu berücksichtigen, die nur das sachverständige Auge des Arztes zu überschauen vermag. Außer der Natur der Krankheit kommt es dabei noch auf die persönliche Konstitution des Patienten an; der eine ist gegen bestimmte Reize mehr, der andere weniger empfänglich. Auch diese Tatsache wird der erfahrene Arzt berücksichtigen und langsam prüfend in der Anwendung der Luft- und Sonnenbäder vorgehen. Es ist also klar, daß jeder, der in seiner Gesundheit nicht völlig fest ist, vor der Benutzung der Luft- und Sonnenbäder den Arzt um Rat fragen muß und auch während des Gebrauches sich nach seinen Ratsschlägen und Verordnungen richtet. Nur auf diese Weise wird auch dieses Verfahren heilbringend sein, während in Pflückerhänden manche wohl geheilt, sehr viele aber ernst geschädigt werden.

Kleines feuilleton.

Ausgrabungen in Persien. Der französische Archäologe de Morgan hat im letzten Winter zusammen mit J. E. Gautier Ausgrabungen in Susa vorgenommen, die sehr ergebnisreich gewesen sind. Es wurden zahlreiche wichtige Inschriften entdeckt, die neues Licht auf die Geschichte von Elam und Chaldäa werfen. Unter den Kunstgegenständen ist besonders hervorzuheben eine Marmorstatue des Königs Manichusu, deren Authentizität durch eine Inschrift sichergestellt ist und die etwa 6000 Jahre alt ist, also etwa in dieselbe Zeit zurückreicht, wie die ersten Dynastien in Ägypten. Die Ausgrabungen haben ferner eine prächtige bemalte keramische Arbeit ans Licht gebracht, die vor das vierte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zu datieren ist und mit den prähistorischen Keramiken aus Ägypten zu den ältesten Erzeugnissen der Töpferkunst gehört. Auch geologische Forschungen sind angestellt worden, aus denen hervorgeht, daß in der Quarternärzeit der Kaukasus, Iran und Armenien mit Gletschern bedeckt und infolgedessen unbewohnbar waren, und daß diese Eismassen, die durch den Arabisch-Kaspischen See mit denen im Norden zusammenhängen, zwischen den sibirischen Ländern und den europäischen eine unüberwindbare Schranke bildeten. Diese Feststellungen sind für die Geschichte der asiatischen Zivilisation und den Ursprung der europäischen Rassen von größter Bedeutung.

Astronomisches.

Gelehrte Stimmen zur Marsfrage. Die Behauptungen des amerikanischen Astronomen Percival Lowell, der von seiner hochgelegenen Sternwarte vom Felsengebirge aus die Marskanäle und auch die Schneeschmelze an den Marspolen nimmeh mit allergrößter Deutlichkeit beobachtet haben will, haben so großes Aufsehen erregt, daß eine Reihe hervorragender Astronomen um ihr Urteil über diese Behauptungen befragt worden sind. Es sei vorausgeschickt, daß die Verdienste Lowells um die Planetenforschung zwar ihre Anerkennung gefunden haben, daß aber die von ihm gezogenen Schlüsse bei vielen seiner Fachgenossen auf lebhaften Widerspruch und auf begründete Bedenken gestoßen sind. Namentlich die Erscheinung der Marskanäle und gar ihre Verdoppelung wird von hervorragenden Astronomen mit größter Bestimmtheit als eine Augentäuschung aufgefaßt, die teils mit den Linien des Fernrohres, teils mit Strömungen in der Atmosphäre zusammengebracht wird. Der würdige Senior der englischen Astronomen William Huggins hat sich nach einer Mitteilung von „English Mechanic“ über die letzten Nachrichten folgendermaßen ausgesprochen: „Was die Wissenschaft bis jetzt bezüglich des Mars mit Sicherheit ermittelt hat, ist, daß sich an den Polen des Planeten Eis bildet und daß diese gefrorenen Massen bei Eintritt des Mars-sommers schmelzen. Es ist ferner festgestellt worden, daß es auf dem Planeten selbst gewisse Zeichnungen in der Gestalt mehr oder weniger gerader Linien gibt. Das Vorhandensein einiger dieser Linien ist durch Photographien von Lowell sichergestellt worden. Sich aber, wie Lowell es tut, zu dem Schlusse zu versteigen, daß diese Linien Kanäle seien, die von den Bewohnern des Mars eingeschritten oder ausgegraben wären, kann keineswegs als durchaus zuverlässig erachtet werden. Wir wollen hoffen, daß noch weitere Beleuchtung zu erzielen sein wird, während der Mars unserer Erde

so nahe steht. Daß der Mars bewohnt ist, mag an sich nicht als unmöglich gelten in dem Licht unserer heutigen Kenntnis der Lebensbedingungen.“ Sehr viel schärfer hat sich der frühere Vorsitzende der Britischen Astronomen-Vereinigung Professor Maunder ausgesprochen: „Es ist eine der kleinen Lebensironien, daß Lowell, der so viel Zeit, Mühe und Geld auf das Studium des Mars verwandt hat, einen Beltruf nicht durch seine realen Arbeiten bezüglich des Planeten erworben hat, sondern durch die Märchenerzählung, mit der er seine Beobachtungen garniert hat. Weit davon entfernt, daß Lowell die allgemeine Zustimmung der Astronomen für die geometrischen Figuren, mit denen er die Marsoberfläche bedeckt, gefunden hat, ist es ihm nicht einmal gelungen, Unterstützung bei den hervorragenden Himmelsforschern zu finden, die zu einer oder der anderen Zeit mit ihm an seiner Sternwarte selbst gearbeitet haben. Von diesen hat Professor Pickering, der Entdecker des neunten Saturnmondes, der auch schon einige Jahre vor Beginn der Lowellschen Marsbeobachtungen nachgewiesen hat, daß die dunklen Flecke auf dem Planeten nicht wirkliche Meere sein können, nicht geögert, sich zu der Ansicht zu bekennen, daß die Einförmigkeit der kleineren Marskanäle einfach unserer Unfähigkeit zuzuschreiben ist, sie schärfer zu erkennen. Pickering hat auch verschiedene anschauliche Beispiele ähnlicher Pseudokanäle im Verlaufe seiner großartigen photographischen Studien der Mondoberfläche beigebracht. Professor Douglass, der auch geraume Zeit an der Lowell-Sternwarte in Flagstaff gearbeitet hat, ist sehr energisch von den Lowellschen Schlussfolgerungen abgerückt, und seine neuesten Studien über die Physiologie des Sehens haben einiges Licht auf die Ursache der Mißdeutungen Lowells geworfen. Professor Barnard, früher an der Lid-Sternwarte und jetzt an der Perles-Sternwarte tätig, der geschickteste und schärfste Beobachter der Gegenwart, hat unter Benutzung der zwei größten Fernrohre der Welt an den Stellen der Marsoberfläche, wo Lowell nur gerade Linien sieht, nichts als völlige Unregelmäßigkeit in den Einzelheiten ihrer Erscheinung gefunden. Wenn überhaupt noch ein anderer Planet im Sonnensystem außer unserer eigenen Welt vorhanden sein soll, der als die Heimat eines geistigen Lebens in Frage käme, so wäre es ohne Zweifel der Planet Venus. Es mag eine hohe Ehre und ein großer Vorteil für den Mars sein, daß wir Erdmenschen seine Oberfläche zu betrachten vermögen, aber mit Rücksicht auf seine Bewohnbarkeit kann dieser Vorzug den Nachteil der verminderten Sonnenwärme und Sonnenstrahlen und den Mangel an Luft und Wasser nicht aufwiegen. Wenn es lebende Wesen auf der Venus gibt, so müssen sie wohl ein trübseliges Dasein führen, da sie des anspornenden Bewußtseins entbehren müssen, daß wir imstande sind, sie zu beobachten, aber sie wären doch wenigstens im Besitz einer Atmosphäre, die ebenso dicht ist wie die der Erde und augenscheinlich ebenso mit Feuchtigkeit durchsetzt und auch im Besitz einer sogar noch stärkeren Bestrahlung durch die Sonne, und daher würden sie wohl imstande sein, ihr Dasein zu fristen.“

Sprachwissenschaftliches.

Der Knacklaut. Was man von Kindheit an alle Tage sieht oder hört, ohne besonders darauf als auf eine wichtige Sache hingewiesen zu werden, kommt einem so gewöhnlich vor, daß man dessen Vorhandensein kaum beachtet.

Wenn man die deutschen Vokale a, o, i, o, u in gewöhnlicher Weise laut ausspricht, merkt man es nicht, daß man eigentlich jedesmal zwei Laute hervorbringt. Deutlicher wird dies, wenn man versucht, diese Vokale einfach zu flüstern. Man nimmt dann sofort wahr, daß ihnen ein eigentümlicher Laut gleichsam als Einleitung vorangeht. Spürt man der Entstehung dieses Lautes nach, so findet man, daß seine Ursache in dem völligen Verschlusse des Kehlkopfes zu suchen ist.

Soll man nach einer Pause einen klingenden Vokal bilden, so kann man ihn auf verschiedene Weise beginnen. Die eine Weise besteht darin, daß man einen augenblicklichen Verschluss bildet, der jedoch nicht besonders fest zu sein braucht. Die Schwingungen der Stimmbänder fangen dann mit der Durchbrechung des Verschlusses an, die für ein aufmerksames Ohr mit einem ganz kleinen Knack verbunden ist, gerade bevor die Stimme plötzlich zu klingen beginnt. Aus diesem Grunde hat man ihn den Knacklaut genannt.

Die Anwendung dieses festen Vokalanfanges in der Rede ist in den verschiedenen Sprachen sehr verschieden. Weil er im Deutschen vor jedem mit einem Vokal beginnenden Worte angewendet wird, muß er in dieser Sprache zu den normalen Lauten gerechnet werden. Ja sogar im Innern der Wörter wird er in Zusammensetzungen und Ableitungen gebraucht, wo das zweite mit einem Vokal beginnende Glied noch in seiner Selbständigkeit gefühlt wird, zum Beispiel Erinnerung, ge'erbt, Ver'ein usw. Indessen verhält sich er in Worten, deren Vor silbe auf r endigt, zum Beispiel daran, darauf, vorüber usw.

Dieser Kehlverschluss ist also im ganzen als eine hervorsteckende Eigentümlichkeit der deutschen Sprache aufzufassen. Der englische Phonetiker Ellis erzählt, daß es der häufigste Gebrauch dieses Knacklautes war, was ihm als bezeichnender Unterschied zwischen Englisch und Deutsch zuerst auffiel.

Im Englischen scheint der Knacklaut als Vokalanfang völlig unbekannt zu sein, und man muß sich also hüten, ihn in Fällen, wie you are, the arms, wo answer usw. einzufügen.

Im ganzen genommen kommt der gekennzeichnete Verschluss auch nicht im Französischen vor, besonders nicht im Innern der Sätze.

Nur zuweilen, bei stark einsetzenden Empfindungswörtern wie ah! ist er deutlich wahrzunehmen. Lesern, die das Studium und die Einübung der englischen oder französischen Sprache betreiben, rate ich, die deutschen Vokale a, e, i, o, u rasch hintereinander, ohne jegliche Pause auszusprechen. In der raschen Aufeinanderfolge verschwindet er gleich hinter a von selbst, und ist man erst darauf aufmerksam geworden, wie er zu vermeiden ist, kann man ihm infolge einiger Übung auch gleich beim beginnenden a ausweichen, indem man rasch von u wieder auf a übergeht.

Zum Schluß sei noch hervorgehoben, daß der Knacklaut auch im eigentlichen Wortinnern benutzt wird. Als solcher ist er ein wichtiger Bestandteil der dänischen Sprache und dem Deutschen, der ihn nur am Anfange einer Silbe kennt, besonders auffällig. Als ich in frühesten Jugend einmal zwei Dänen auf der Eisenbahn ein lebhaftes Gespräch führen hörte, fiel mir sofort die eigentümliche gehemmte oder gestohlene Art ihrer Aussprache auf. Damals wußte ich nicht, wie ich mir das zu erklären hatte, heute weiß ich, daß es der mir an der Stelle, wo sie ihn anwendeten, ungewohnte Knacklaut war, Beispiel: de'l = Teil. E. W.

Aus dem Pflanzenleben.

Das Verhältnis der beiden Geschlechter im Pflanzenleben. Die Versuche, ob eine Beeinflussung des werdenden Geschlechts bei der Pflanze möglich ist, haben auch zu Untersuchungen darüber geführt, in welchem Zahlenverhältnis die Geschlechter zu einander stehen. Im Pflanzenreiche gibt es ja bekanntlich neben Pflanzen, die beide Geschlechter in einer Blume oder wenigstens auf einem Individuum enthalten, auch eine ganze Anzahl von solchen, die entweder nur weibliche oder nur männliche Blumen tragen oder wie der Botaniker sagt: eingeschlechtig, zweihäusig sind. Mit solchen Pflanzen nun hat der Pflanzenphysiologe zu rechnen, der sich mit den oben genannten Untersuchungen beschäftigt will.

Durch zahlreiche angelegte Zählungen ist nun festgestellt worden, daß wie bei den Menschen so auch bei den Pflanzen die männlichen Geburten die weiblichen übertreffen. Man hat bei dem Menschen auf 100 Mädchengeburten 105,83 Knabengeburt festgestellt und ein ähnliches Verhältnis nummehr auch bei der Pflanzenwelt nachgewiesen. Allerdings herrschen hier etliche Ausnahmen; so wurden unter anderem festgestellt (ich folge hier einer Zusammenstellung von Dr. Kronfeld):

Zählung von		
Ganz	Fischer	100 Weibchen auf 64,84 Männchen.
"	Heber	" " 86 "
"	Antenrieth	" " 90,1 "
Amper	Hoffmann	" " 81 "
Thorn	Wittrock	" " 109 "
Wingelkraut	Antenrieth	" " 115 "
"	Hoffmann	" " 159 "
"	Heber	" " 108 "

Bei diesen, wie bei weiteren Zählungen mit ähnlichem Ergebnis waren ausschließlich wildwachsende oder unter gewöhnlichen Umständen ausgesäte Pflanzen in Betracht gezogen worden. Uebersetzend ist hier das Ergebnis von Heber bei dem Wingelkraut, von welchem 21 000 Pflanzen gezählt wurden. Das Ergebnis gleicht nahezu dem Verhältnis beim Menschen.

Nun wurden Versuche angestellt bei Kulturpflanzen, wobei die Ernährungsverhältnisse der Pflanze nach bestimmten Grundsätzen geregelt wurden. Hierbei kamen nun die ersten Forscher zu dem Schlusse, daß eine kümmerliche Ernährung der Vermehrung des männlichen Geschlechts förderlich sei.

Noch ein weiterer Umstand, der diese Erscheinung wesentlich zu bestätigen scheint, kommt hierbei in Betracht. Die von Leutenhoef entdeckte und von Cohn näher untersuchte Kugelpflanze (eine mikroskopische Algenkolonie unserer Wassergräben) verfügt über geschlechtliche und ungeschlechtliche Vermehrung, die in solch fruchtbarer Weise vor sich geht, daß in einem Individuum nicht selten drei Generationen, wie Cohn sagt, „Großmutter, Mutter und Kind“ gleichzeitig sichtbar sind. Durch eingehende Untersuchungen einer Spezies dieser Kugelpflanze will Rud. Klein festgestellt haben, daß nicht nur der Wechsel von geschlechtlicher und ungeschlechtlicher Fortpflanzungsweise, sondern auch die Geschlechtsdifferenz selbst direkt von der Ernährung abhängig zu sein scheint. Zur Begründung dieses führt Klein u. a. an: „Wolox (die Kugelpflanze) ist eine Urpflanze, soweit wir von einer solchen zu reden noch das Recht haben, und da dürfte eine solche Beeinflussung durch äußere Kräfte auch von vornherein theoretisch die größte Unwahrscheinlichkeit für sich haben.“

Nach dem Vorhergesagten würde also die Ernährungsweise der Pflanzen wesentlich Einfluß auf das Geschlecht der kommenden Generationen ausüben. Allein schon aus Kleins eigenen Worten dringt ein gelinder Zweifel an dieser Behauptung hervor. In der Tat haben denn auch alle bei Kulturpflanzen von selbst namhaften Botanikern, darunter Prantl, erzielten Schlüsse auf die Einwirkung der Ernährung auf die Geschlechtsverhältnisse einen mächtigen Stoß erlitten durch die eingehenden Untersuchungen von Heber im Garten des landwirtschaftlichen Instituts der Universität zu Halle.

Zunächst wies Heber verschiedenen Botanikern die Unzulänglichkeit ihrer Zählungen und deren Resultate nach. Nach eingehenden

Beobachtungen und umfangreichen Zählungen kam Heber zu der Erkenntnis, daß „das Geschlecht der zukünftigen Pflanzen bereits im Samenkerne entschieden sei und durch äußere Einflüsse nicht mehr abgeändert werden kann“.

Bezüglich des hier mehrfach erwähnten Wingelkrautes (*Mercurialis annua* L.) erklärt Heber, daß die Verteilung der Geschlechter keine zufällige ist, sondern daß das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Individuen an allen Standorten in konstanter Größe bleibt. Das Zählergebnis bei dieser Pflanze ist bereits weiter oben mitgeteilt worden. Die Neugierigkeit dieses Resultates mit dem Verhältnis der Geschlechter beim Menschen reizt noch zu weiteren Schlußfolgerungen, auf einen inneren Zusammenhang der Organismen.

Als vollständig abgeschlossen darf man die Untersuchungen über die Beeinflussung des Geschlechts im Pflanzenreiche noch nicht ansehen; im Gegenteil, wir haben noch manchen interessanten Aufschluß auf diesem Gebiete zu erwarten.

Humoristisches.

— Sagoborussen. Der erste Chargierte: Der neue Fuchs ist aber von einer Blödigkeit — der wird mal höchstens Unterstaatssekretär!

— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Was! Heirat nur net, Benzl, 's Leben is so aa schön!
Benzl: Aber nacha muas ma's besten!

— Peters und Konjorten. Fünfhundert Mark für Reinigung der weißen Weste. Und dabei kommt der „Schandfied“ immer noch durch!

— Reporterstil. Gestern feierte die Hebamme Müller das seltene Jubiläum ihrer zweitausendsten Entbindung.
(„Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Zum Nachfolger Leydens in der Leitung der ersten Berliner Universitätsklinik wurde, nachdem verschiedene nichtpreussische Professoren abgelehnt und damit dem Regime Althoff in aller Form ein Mißtrauensvotum ausgesprochen hatten, Professor Wilhelm His aus Göttingen berufen. Der im 44. Jahre stehende Kliniker ist ein Sohn des bekannten Leipziger Anatomen His. Er war lange Assistent unter Eurschmann in Leipzig, wo er sich auch habilitierte. Vorübergehend war er als Oberarzt am Friedrichstädtischen Krankenhaus in Dresden und als Direktor der medizinischen Klinik in Basel tätig. Seine wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten sich vornehmlich mit Herz- und Stoffwechselerkrankungen (Gicht).

— Ein neuer Van Dyck im Berliner Museum. Das hervorragendste von den sieben von van Dyck gemalten Bildnissen, die sich im Besitze des Marchese Cattanese in Genua befanden und gegen die Bestimmungen des italienischen Gesetzes ins Ausland verkauft wurden, soll für anderthalb Millionen Lire an das Berliner Museum verkauft sein. Es stellt eine Dame dar, der ein Mohrenknabe den Sonnenschirm hält.

— Ruggero Leoncavallo hat seine neue Oper *Matya*, die in einem rheinischen Dorfe spielt und eine Liebesgeschichte zum Inhalt hat, vollendet. Sie wird im nächsten Frühling in Monte Carlo zuerst aufgeführt werden.

— Eine Lehrkanzeln für Geschichte der Arbeit ist auf Antrag des französischen Unterrichtsministers am Collège de France in Paris errichtet worden. Zum Inhaber dieses Lehrpostens wurde Georges Renard berufen, einer der bekanntesten Vertreter des reformistischen Sozialismus in Frankreich. Man darf also jetzt Herrn Briand nicht mehr nachsagen, daß er nichts für den Sozialismus tue. Zwar wirkt er gewerkschaftlich organisierte Volkshullehrer auf Pflaster, dafür aber widmet er der Geschichte der Arbeit eine mit 15 000 Frank honorierte Stelle an der vornehmsten Hochschule des Landes. — Professor Renard nahm in seiner Jugend am Kommuneaufstande teil und lebte und lehrte dann als Flüchtling lange in Lausanne. Nach seiner Rückkehr leitete er lange Jahre die „Revue Socialiste“ und war auch Mitarbeiter der „Petite Republique“ während ihrer sozialistischen Periode. Er hat zahlreiche wissenschaftliche Bücher und Propagandaschriften verfaßt. Im letzten Jahre erschien seine Geschichte der Revolution von 1848 in dem von Faure geleiteten Sammelwerk „Histoire Socialiste“ und vor einigen Wochen — im Verlage von Cornély — ein von ihm in Gemeinschaft mit einigen anderen reformistischen Sozialisten verfaßtes Werk: „Le socialisme à l'oeuvre“ (Der Sozialismus an der Arbeit) — ein bemerkenswerter Versuch, ein detailliertes System der zur friedlichen Ueberleitung der heutigen Gesellschaftsverfassung in eine sozialistische geeigneten Reformen zu entwerfen. Der Hauptfehler des scheinbar so positivistischen Buches ist sein — Utopismus, das Hinwegsehen über die sozialpolitische Rückständigkeit der bürgerlichen Demokratie, der nichts ferner liegt als die Verwirklichung des Sozialismus. Dem deutschen Publikum ist Renard durch die in der Neumannschen Universitätsbibliothek erschienene Uebersetzung seiner trefflichen populärphilosophischen Darlegung des Determinismus: „Ist der Mensch frei?“ bekannt geworden. Die Geschichte seiner Beförderung wird manchem vielleicht als eine Illustration zu diesem Thema erscheinen.